

# Der Spiegel.

Beitschrift für die elegante Welt, Mode, Literatur, Kunst, Theater.

Einundzwanzigster Jahrgang.



Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiefen's Wittwe und Sam. Rosenthal.

1848.

Post und Ofen, Sonnabend, den 19. Februar.

17.

## Das schwarze Kreuz.

(Beschluß.)



nd die Mörder, wurden sie nicht bestraft? fiel einer der Jäger ein. — „Mein Mann machte zwar die Anzeige,“ antwortete Mariane, „denn wir erkennen sie als solche, da aber bald die Ereignisse des Jahres 1815 kamen, so wurde die Sache von den Gerichten niedergeschlagen. Dem göttlichen Arme der Gerechtigkeit entgingen die Mörder aber nicht. Zwei fanden ihren Tod beim Fischfang in den Wellen des mittelländischen Meeres, ein Anderer brach, von einem Felsen stürzend, den Hals; wieder ein Anderer beging einen zweiten Mord und fiel dem Nachrichtler anheim, und nur allein Anton Saurel lebt noch.“ — „Und wie geht's dem?“ fragten die Jäger gleichzeitig. — „D, schlecht, sehr schlecht!“ erwiderte Mariane in einem Tone, als wenn sie den Bösewicht noch bedauerte. Die Strafe des Himmels hat auch ihn erreicht. Meine Freundin, die gute Margarethe, war, wie gesagt, wahnsinnig geworden und mußte im Irrenhause untergebracht werden. Saurel selbst ward bald hierauf bedeutend krank, und während er darnieder lag, raffte eine Seuche den größten Theil seines Viehes hinweg, und als dies kaum vorüber war, da schlug der Blitz in seine Scheuer und beraubte ihn des Segens seiner Gente. Böse Menschen aber finden im Unglück keinen Trost bei Gott und suchen sich zu betäuben und unempfindlich zu machen. So Anton Saurel. Er ergab sich dem Trunke und sank immer tiefer. Hart bedrängt von seinen Gläubigern, mußte er sein ganzes Besitzthum verkaufen. Wir erstanden diese kleine Malerei, genannt die „Wohnung von St. Martin“, und ließen dem gemordeten Bruder zu Ehren dieses hohe eiserne Kreuz errichten. Damit ich aber Alles erzähle, muß ich den Umstand erwähnen, daß Gott den alten Saurel doch nicht ganz verlassen hat. Er gab ihm einen liebenden Engel an die Seite, und dieser liebende Engel ist seine Tochter Margarethe. Das ist ein Mädchen, wie man es gewiß selten findet. Es arbeitet Tag und Nacht für seinen Vater und schämt sich zu beteln, und die Leute geben ihm gerne Arbeit, weil sie das gute Mädchen, das keine Almosen nehmen will, lieb haben.“ Mariane endete hier ihre Erzählung, und schweigend schieden die Jäger. Diese sollten aber nicht

nach Hause kommen, ohne noch eine neue Bekanntschaft gemacht zu haben.

Zwischen der „Wohnung von St. Martin“ und Marseille befindet sich in einem enormen Felsen eine weite Höhle, welche durch eine Säule von Granit, die keine Menschenhand gefertigt, in zwei tiefe Gänge abgetheilt ist, und im Innern dieser Gänge sind wieder mehrere Nebenhöhlen, die fast alle von Strauchwerk beschattete Ausgänge in's Freie haben. Am Haupteingange dieser Höhle bietet eine Quelle dem Durstigen herrliches süßes Wasser. Daher der Name „die Höhle von St. Michel zum süßen Wasser“ (la grotte de Saint-Michel-d'Eau-douce). Hier suchen Hirten und Jäger Zuflucht, wenn draußen die Elemente mit einander kämpfen. Und auch unsere Jäger sollten in die Nothwendigkeit versetzt werden, an diesem Orte Schutz zu suchen. Ein Ungewitter zog drohend heran, als sie in diese Gegend kamen. Schon fielen einzelne Regentropfen, fürchterlich brüllte der Donner und flammende Blitze schienen den Erdball verzehren zu wollen. Wie froh waren sie aber, als ihnen die dunkeln Wölbungen der Felsengrotte ein schützendes Asyl gewährten! Sie ließen sich auf einem wahrscheinlich von Hirten oder Jägern errichteten Rasensitze nieder. Kaum hatten sie einige Minuten hier gesessen, als das Me fern einer Ziege ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein junges Mädchen, einen Krug auf der Schulter, trat sogleich in die Grotte ein, begleitet von einem jener Thiere, die man so häufig trifft im gebirgigen Theile des südlichen Frankreichs. Der Schein eines Blitzes zeigte den Männern eine himmlische Gestalt, rein und schön wie eine Griechin des Alterthums. Sie stuzte Anfangs bei'm Anblicke der fremden Männer; bald aber trat sie unbefangen näher, grüßte und lud die Jäger ein, mit ihr in eine Seitenhöhle zu kommen, wo sie an einem Feuer ihre Kleider trocknen könnten. Die Jäger entsprachen gerne der Einladung des lieblichen Mädchens. Da, in der Seitenhöhle, flakerte lustig ein blendendes Feuer, bei dessen Schein man zwei Lager von Moos, über welche alte Matrazen gebreitet waren, einige Hausgeräthe und eine Art erblickte. Alles war äußerst rein u. blank, zeugte aber von der tiefsten Armuth. Die schöne Bewohnerin der Höhle bewirthete ihre Gäste mit Milch und getrockneten Feigen. Das Mädchen erzählte auf Befragen der Jäger, daß sie Margarethe heiße und einen Vater habe, daß sie zwar arm seien, aber selten Mangel litten. Sieben Ziegen und ihrer Hände Arbeit schützten sie davor.

Die Jäger erzählten auch, daß sie eben von der Wohnung „St. Martins“ kämen, deren Wirthin ih-

nen von einer gewissen Margarethe viel Vortheilhaftes gesagt habe. Das Mädchen erröthete, schlug die Augen nieder und ein trauriger Gedanke schien die Heiterkeit ihrer Seele zu verdütern. In diesem Augenblicke trat ein ällicher Mann in die Höhle. Er warf seinen ganz durchnästen Mantel u. seinen breitkrämpigen Hut zur Erde, und als er die Fremden erblickte, betrachtete er sie scharf und mißtrauisch, und ein unheimliches Gefühl überkam die Fremden in der Nähe dieses Mannes. Sie machten Miene zum Weggehen. Margarethe wollte sie noch zurückhalten, da das Gewitter noch nicht ganz vorüber sei. — „Ich rufe nicht die, welche kommen und halte Niemanden zurück, der da gehen will,“ brummte der älliche Mann in den Bart. Die Jäger nahmen Abschied, leerten aber zuvor den Inhalt ihrer Borsen auf einen Stein.

Margarethe wagte nicht, ihrem Vater Vorwürfe über sein abschreckendes Benehmen zu machen; sie schwieg und reichte ihm sein ärmliches Abendessen, u. als er es verzehrt hatte, legte er sich auf sein Mooslager nieder und entschlief. Das Mädchen aber stelte seine niedlichen Füße in ein Paar Holzschuhe u. verließ die Höhle. Sie lenkte ihre Schritte nach dem Ufer des Meeres. Dort, an ein Marienbild geklehnt, harrete ihrer ein Jüngling in der Tracht eines provençalischen Jägers. — „Du hast mich dies Mal lange warten lassen, Margarethe,“ sagte der Jüngling, das Mädchen liebkosend. — „Hast du denn nichts von dem Gewitter bemerkt?“ fragte Margarethe etwas spöttisch. „Und dann wäre ich fast aus einem andern Grunde nicht gekommen, Peter. Bedenke, wer mein Vater ist, und du wirst niemals hoffen können, mich als deine Braut vor den Traualtar zu führen. Bin ich nicht die Tochter Anton Saurels, und bist du nicht der Sohn Marianens, der Schwester jenes gemordeten Peter Morin? Mein, Peter,“ fuhr das Mädchen, eine Thräne von ihren blühenden Wangen wischend, fort, „Familien, die durch eine blutige That von einander geschieden sind, dürfen nimmer an eine Vereinigung denken.“ — „Liebe, theure Margarethe!“ entgegnete Peter, „dein Benehmen heute ist sehr sonderbar. Freilich trennt unsere Familien eine blutige That; aber bist du denn nicht die Retterin meines Lebens? Erlaube mir's, und ich will meiner Mutter unsere Liebe gestehen, will ihr sagen, was du mir bis jetzt verboten hast, wie du, als eine Welle meinen Kahn zertrümmert hatte, von Klippe zu Klippe eilstest und mir ein Ruder reichtest, ohne welches ich, halb betäubt, mein Grab in der Tiefe des Meeres gefunden hätte.“

Margarethe schlug das Auge nieder, zupfte an ihrer Schürze u. schwieg. Sie hatte allerdings Peter das

Leben gerettet, und seit jener Stunde liebte er sie, und sie liebte ihn wieder; aber sie hielten ihre Liebe geheim, weil dies Margarethe so wollte, und auch von der Rettung seines Lebens durfte Peter nichts sagen. Nachdem sie etwa noch eine Viertelstunde zusammen geplaudert hatten, trennten sie sich. Das Mädchen aber kehrte noch ein Mal zum Marienbilde zurück und verrichtete ein inbrünstiges Gebet zu Gott, dem Allgütigen. „Peter hat Hoffnung“, sagte sie zuletzt, „ich aber nicht. Gerechter Gott, solltest du denn die Sünden des Vaters noch an seinen Kindern bestrafen?“ — Eiligen Schrittes kehrte sie nun zurück.

## 4.

Der Winter war gekommen und mit ihm die Zeit beschwerlicher Arbeiten und großer Entbehrungen für Anton Saurel und Margarethe. Während der Vater Holz las und es in Marseille zum Verkaufe ausbot, hütete und pflegte die Tochter ihre Ziegen, molk sie und trug die Milch zur Verwerthung in die nächsten Dörfer, und die Leute kauften dem guten Mädchen gerne ab. Margarethe mußte sich aber seit einiger Zeit doppelt anstrengen; denn ihr Vater litt sehr an einem Brustübel, das sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Und doch konnte der alte, kranke Mann nicht ganz zu Hause bleiben, wenn es überhaupt erlaubt ist, diesen Ausdruck von jener Höhle, die wir schon kennen, zu gebrauchen. Er mußte immer noch Etwas zu verdienen suchen. Margarethe aber fürchtete für sein Leben und ließ ihn nicht mehr allein gehen. Eines Tages, es war gegen das Ende des Monats Januar, hatte er die Herde eines Hirten, der krank war, gehütet. Schneidend piff der Wind von Nordwesten her, und ein Fieberschauer kam über den Kranken. Unausführlich plagte ihn ein trockener Husten. Es war schon völlig dunkel, als Vater und Tochter den Rückweg antraten. Wie ächzte da der alte Saurel, von Fieberfrost geschüttelt und von dem hektischen Husten gequält. Weinend und der Verzweiflung nahe, folgte Margarethe, das arme gute Mädchen. Der Sturm entriß dem Kranken den Hut, und die greisen Locken flatterten im Winde. Geister schienen ihn noch zu ängstigen; denn er sprach furchtbare, entsetzliche Worte. Vom Sturme zerrissen, theilten sich plötzlich die Wolken, und des Mondes bleiche Scheibe ward sichtbar. Die Wanderer standen vor mehreren Gebäuden, und unwillkürlich traten sie durch das Thor in das Innere. Da aber fuhr Anton Saurel vor Entsetzen zusammen, noch ein Mal schüttelte ihn der Fieberfrost mit doppelter Gewalt, und dann stürzte er auf einen Rasenhügel nieder, das starre Auge auf ein hohes, schwarzes Kreuz gefest. „Mein Vater! mein Vater!“ rief Margarethe verzweiflungsvoll. „Ach, mein Vater! Rettet ihn!“ Und die Thüre des Maiereigebäudes öffnete sich, und Mariane und ihr Sohn kamen mit einem Lichte. „Peter, Verzeihung für meinen Vater!“ begann das Mädchen wieder, den Geliebten erkennend, und wandte. Peter aber fing sie in seinen Armen auf. Anton Saurel war bereits auf dem Grabe Peter Morin's verschieden.

„Mutter!“ sagte Peter, noch immer die Geliebte im Arme. „Du hast neulich das Mädchen wissen wollen, das ich mir zum Weibe auserkoren. Hier in dieser Waise stehst du es.“ Und Mariane erinnerte sich der einsigen Liebe ihres Bruders zu Margarethen, dem unglücklichen Weibe des eben Dahingegangenen, und sie schloß die beiden Liebenden, die einige Zeit später ein für diese Erde unaussprechlich Band umschlang, in ihre Arme.

## Paris und Leipzig.

Wem es um einen wenig Zeit und noch weniger Anstrengung kostenden Einblick in Paris von 1847

zu thun ist, dem empfehlen wir Heinrich Laube's so eben erschienenen Büchlein darüber: ein, wie wir glauben, vervollständigter Abdruck der Briefe aus Paris, die er im vorigen Jahre in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichte. Der stets wiederkehrende Refrain und das summarische Resultat dieser Briefe ist zwar, daß Paris im Frühjahr 1847 „ziemlich Langweilig“ gewesen, aber ein völlig treues Spiegelbild dieser Stimmung sind die Schilderungen Laube's doch nicht, wenn gleich man zugeben muß, daß der Verfasser auch hier in gewohnter impressionabler Weise seinen Gegenstand aufgefaßt und sich mit ihm indentifizirt hat. Der Verfasser behauptet, daß es eben nur ein Beweis mehr von der Langweiligkeit u. Abspannung der Franzosen sei, wenn sie sich jetzt in ihren Revuen so viel von Taillandier und Blaze über die deutsche Literatur erzählen lassen, womit er aber sich selbst u. der deutschen Literatur kein Kompliment macht, denn er fügt obendrein hinzu, daß man die Artikel Taillandier's und Blaze's in Frankreich kaum lese und gar nichts davon behalte. Wir waren freilich immer der Meinung, daß die deutschen Artikel der „Revue des deux Mondes“ mehr für die zahlreichen ausländischen, als für die spärlichen französ. Abonnenten dieses Journals bestimmt seien, aber wir wußten nicht, daß die heutige deutsche Literatur kaum so viel Interesse für die Franzosen habe, daß sie nicht einmal einen Bericht darüber lesen. Leipzig ist jetzt großstädtischer (??) als Paris. „Wenn man,“ sagt der Verf., „z. B. die Einrichtungen im Leipziger Posthause gewohnt ist, so fragt man in der Straße S. S. Rousseau, wo die Hauptpost von Paris, man fragt erstaunt: Ist dies Paris? Um 5 Uhr Nachmittags, an Sonn- u. Festtagen noch früher, ist der Tag schon zu Ende für jeden Brief. Man speist, und das bloße Diner endigt den Geschäftstag. Und dabei sind sie noch sehr stolz auf die späte Dinerstunde! Weiläufig gesagt, sind die Pariser jetzt mit ihren Eßstunden bei der alten Sitte angekommen, welche unverändert stehen geblieben in unseren kleinen Städten: man isst um 12 und speist zwischen 6 und 7 Abendbrod, der Pariser nennt's nur Mittagbrod. In Leipzig würden wir uns arg wundern, wenn die Eßstunde den Postverkehr schließen sollte, wenn die Beamten nicht im Stande wären, einander abzulösen, wenn nach den meisten Richtungen des Landes nur ein einzigmal die Post abgehen sollte, wenn ein Abends eingeworfener Brief 24 Stunden ruhen müßte. Wir wundern uns, daß unsere Postbeamten schlafen wollen; die Pariser Postbeamten wundern sich, daß von 4 oder 5 Uhr an nicht sechzehn Stunden Pause eintreten solle von dem 24stündigen Tage. Es scheint ihnen außerordentlich, daß sie der Briefannahme ein Drittel des Tages widmen. Wenn sie erst diese Stunde für Stunde erneuten oder ergänzten Anschläge in unserem Posthause sehen sollten: welche Bahnzüge angekommen, welche zurückgeblieben sind, mit welchen Ländern heute die Verbindung um so viel Stunden beschleunigt oder gehemmt worden, wie viel Mal heute, wie viel Mal morgen aufgegeben werden könne, wenn sie diese immerwährende Fluth und Ebbe bis in die Nacht hinein zu Gesichte kriegten, sie würden sich wundern! — Ja, es ist unglücklich, daß Groß-Paris in so wenig Jahren von Klein-Paris überflügelt werden konnte! Wenn Herr Taillandier und Herr Blaze, statt über die Leipziger Büchermesse, über das Leipziger großstädtische Leben berichteten, so würden ihre Artikel wahrscheinlich mehr gelesen und besser behalten werden. Zunächst aber möchten wir ihnen die Uebersetzung von „Paris 1847“ empfehlen, damit sich die anmaßlichen Pariser überzeugen, wie langweilig es in ihrer Stadt und wie amüsant es dagegen in Leipzig ist (?). — Gleichwol wird Niemand, der selbst das langweilige Paris von 1847 in Herrn Laube's Schilderung kennen lernt, über eigentliche Langeweile klagen,

und der Leser wird sich wahrscheinlich darin besser unterhalten, als der unterhaltende Verfasser.

## Theater- und Musik-Beitrag.

Frankfurt a. M. Die Oper brachte uns in neuer Einstudirung eine recht gelungene Aufführung von Mehul's lieblichem Tonwerk: „Die beiden Blinden von Toledo.“ Ein angenehm unterhaltender Text, der auch ohne Musik ein artiges Lustspiel sein würde, ist hier durch eine sehr freundliche u. anziehende Komposition unterstützt. Die Herren Haffel (Brusco) und Conrabi (Rugnez) lösten ihre schwierigen Aufgaben sehr genügend. Hr. Chrudimsky (Mendoza) sang seinen Part sehr schön und spielte mit viel Natur und Frische des Humors, und die beiden kleineren Partien der Flora und Hyacinthe waren durch die Damen Oswald und Kratky brav besetzt. Die Operette, sehr beifällig aufgenommen, erweckte bei Vielen den Wunsch nach Mehul's komischem Singpiel: „Die beiden Fische.“ — Die neu aufgewärmte alte Posse: „das lebendige Weinfäß“ kann dem heutigen Geschmack unmöglich noch genügen und wurde durch die entschiedene Mißbilligung des Publikums ab und zur Ruhe verwiesen.

Berlin. Man hat vor einiger Zeit das Gerücht ausgestreut, es sei auf höchsten Befehl den Schauspielern in Berlin geboten worden, niemals auf der Bühne den Hut auf dem Kopf zu behalten, sobald der König oder irgend ein anderer regierender Fürst im Theater gegenwärtig sei. Nach der Bremer Btg. soll sich indeß die Sache ganz anders und zwar wie folgt verhalten. Se. Majestät sprach bei Aufführung des Dramas „Kolumbus“ gegen den Generalintendanten von Künftner seine Verwunderung aus, daß beim Erscheinen der spanischen Majestäten die Anwesenden nicht ihre Häupter entblößt hätten. Hr. v. Künftner verteidigte sich damit, daß spanische Granden das Vorrecht hätten, bedekt zu bleiben, was der König jedoch historisch berichtigte. Hierauf hat der Generalintendant den Befehl erlassen, daß jedes Mal, wenn ein Theaterkönig erscheint, alle Hüte abgenommen werden müssen, im Fall es nicht ausdrücklich anders befohlen wird.

Breslau, (16. Febr.). Dem Rachel, die erste Tragödin des Theatre francais, hat der hiesigen Theater-Direktion das Anerbieten gemacht, im nächsten Sommer mit ihrer Gesellschaft einige Gastvorstellungen in Breslau zu geben. Die Direktion wird jedenfalls das Anerbieten zu verwirklichen bemüht sein.

\* (Charakteristik der größten Violinisten.) Paganini's Geige war bizarr im Schmerz und burlesk in der Freude; Lipinsky's Geige eine Heldin, ein unbrave; Lafont's Geige eine Pariser Salonbabe, elegant, insinuante; Spohr's Geige deutsch, kräftig, mehr Gedanken als Worte; Veriot's Geige ein liebliches Mädchen, einschmeichelnd, naiv, verlockend, ohne große Tendenzen; De Bull's Geige eine Cackuchatanzerin, kastagnettenschlagend, gedankenlos pirouettirend; Ernst's Geige eine reizende, schmachtende, melancholische Schöne, etwas wehmüthig; Molique, von dessen Violine ich das sagen möchte, was Hamlet sagte: „Sagt, er ist ein Mann, und Ihr habt Alles gesagt!“ Sagt von Molique's Violine: „Sie ist eine Violine,“ und Ihr habt seine Apotheose ausgesprochen; sie ist die Violine, die singende, fühlende, seeleninnige, betende, weinende, Herzinnigkeit athmende Königin der Instrumente; endlich Mayfeder's Violine, die feusche, deutsche, tempelreine, tiefinnige Jungfrau. Wenn wir nun zu Hauman's Violine kommen, so ist sie eine im Mondschein wallende Freundin, die uns aus Blütenhängen Grüße, Küsse, Botschaften und Verse zusingt, voll von freundlichen, innigen Gefühlen, voll von Sympathien und Seelenverwandtschaften.

Mignon-Beitrag.

München. Ein Engländer, welcher der Gräfin von Landsfeld in München seine Aufwartung machte, beschreibt nun die viel besprochene Wohnung derselben. Das Haus ist in Dijon, unter ihrer eigenen Aufsicht gebaut, vor allen andern durch seine Einfachheit ausgezeichnet, in italienischem Style und zwei Stockwerk hoch. Elegante Bronzefalkons, von ihr selbst gezeichnet, unterbrechen die Einförmigkeit, und lange weiße zugezogene Mouselinvorhänge geben ihm ein leichtes Aussehen. Das Innere übertrifft Alles, selbst in München, wo die Dekorationsmalerei so fast zur Vollendung gediehen ist. Die Kleinheit des Hauses schloß große Pracht aus; ihre Stelle nimmt französische Eleganz, Münchener Kunst und englischer Comfort ein. Die Wände des Hauptzimmers sind von den ersten Künstlern nach Zeichnungen in Pompeji gemalt, welche die Besitzerin selbst auswählte, die Meubles sind nicht blendend reich, aber elegant genug, um zu dem Uebrigen zu passen. Ein kleineres Winterzimmer an dem größeren ist ganz in englischem Style eingerichtet mit Sopha's, Ruheesseln, einem Kamin und reichen weichen Teppichen. An den Wänden hängen Gemälde, darunter eins von Rafael. Bücher aus der königlichen Bibliothek liegen umher, man sieht ein Piano und eine Guitarre, die sie beide geschmackvoll spielt, und einen Sittfrahmen. Ausgezeichnet ist auch das Badezimmer, in welches das Licht durch röthliches Glas von oben fällt. Ihre Equipage ist einfach und ihre Dienerschaft gar nicht zahlreich. Sie lebt sehr einfach, ist wenig, läßt sich die Speisen nach englischer Art zubereiten, trinkt wenig, steht früh auf und arbeitet viel. Die zahllosen Briefe, welche sie empfängt, beschäftigen sie und ihren Sekretär täglich mehrere Stunden. Sie spricht viel, und ob sie gleich ihren vollen Theil von weiblicher Eitelkeit besitzt, versteht sie die Kunst der Konversation doch so gut, daß dieselbe nie matt wird. Zu kleiden weiß sie sich so gut wie wenige Frauen.

Etwas von Allem. Den Wünschen und Bedürfnissen vieler Hausfrauen soll demnächst in Berlin durch die Begründung eines Vereins zur Bildung tüchtiger Dienstmädchen unter den unteren Klassen, so wie durch die Errichtung eines Nachweisungs-Bureaus für arbeitslustige Frauenzimmer, die man tagelang nur zu häuslichen Arbeiten in der Wirtschaft verlangt, entsprochen werden.

Aus Brüssel, 12. Febr. wird geschrieben: Die Verhandlungen des Prozesses der Mörder des Frau- leins Evenspoel vor dem Geschworenengerichte von Brabant erregen immer mehr Theilnahme im Publikum. Vorgeftern erzählte Hoffeels mit der furchtbarsten Kaltblütigkeit die bereits bekannten Umstände des von ihm und Wandenplas begangenen dreifachen Mor- des. Hoffeels sprach davon, als ob es einer dritten Person gegolten hätte. Und doch bereut er das Ver- gangene und antwortet auf die in Bezug hierauf an ihn gerichteten Fragen, daß er, bloß aus Neue und um sich mit seinem Schöpfer auszusöhnen, die That eingestanden habe. Wandenplas beharrt in seinem Leug- nen. Gestern noch, nachdem Hoffeels selbst in den rührendsten Worten ihn beschworen, seinem Beispiele am Rande des Grabes, welches sie beide erwartete, zu folgen, beharrte er mit einer schaudererregenden Frech- heit in dem Ableugnen jeder Theilnahme an der Fre- velthat. Vorgeftern jedoch, während Hoffeels die Ein- zelheiten des Mordes darstellte, überflog eine leichte Röthe das Gesicht des Wandenplas.

In Toulon ist einer von Abdel-Kaders Un- glücksgefährten, ein Aga seiner regulären Truppen und Verwandter des Emir's, gestorben. Er war ein Mann von riesigem Wuchse und hatte viele Wunden. Die Araber erwiesen der Leiche große Ehre, und Abdel-

Kader selbst begleitete sie bis zur Pforte des Forts. Aus dem Berichte des französischen Chirurgen, wel- cher zu der Wache im Schlosse gehört, geht hervor, daß der Aga erstikt ist. Die Araber haben nämlich, da sie unter Zelten leben, die Sitte, große Feuer in den Winternächten anzuzünden. Die Gefangenen im Fort Lamalque brennen Steinkohlen, und so ist denn der Aga am Morgen des 6. leblos neben einer Kohlen- pfanne gefunden worden, nachdem er sich Nachts ge- fund niedergelegt hatte.

Die Allg. Preuß. Stg. meldet aus Wien, 11. Febr. Vorgeftern Abend war Theater bei Hofe; es wurde Kogebue's „Wirrwarr“ gegeben, in welchem der erste- und drittgeborne Prinz Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Franz Karl, der junge Fürst Metternich, ein Sohn des Grafen Bombelles und mehrere jüngere Comtesseu recht gut spielten.

In einer Abendgesellschaft beim Kammerherrn v. K. in Weimar am 4. Febr., spielten der Regie- rungsrath v. G., der Hauptmann K., der Lieutenant von S. und der Baron v. H. Whist, wobei der gewiß höchst merkwürdige und seltene, ohne Nachhilfe der Spieler vielleicht noch nie dagewesene Fall eintrat, daß Jeder die 13 Karten von einer Farbe erhielt und zwar bekam Baron G. sämtliche à tous, der Lieute- nant v. S. sämtliche piques, der Hauptmann K. sämtliche coeurs und der Regierungsrath von G. sämtliche carreaux. — Die Karten waren vor dem Geben gemischt und abgehoben worden. (Ein etwas ähnlicher Fall trug sich vor einigen Jahren in Pesth zu, woselbst der verstorbene Dr. U. sämtliche à tous erhielt.)

Wespen von G. J. Berffi.

(G!) Eine Buchhandlung, zehnter Klasse, die man eher eine Greißlerei in Druk-Wik- tualien nennen könnte, kündigt folgende Wer- ke um herabgesetzte Preise an: 1. Die Kunst lange Ohren für kurze ausgeben zu können. Geistreichseimvollenden Dandy's besonders anzuem- pfehlen. — 2. Der Grillenvertreiber — ein gutangerauchter Meer-schaumkopf. — 3. Die Hochdruckmaschine — für Bucherer, wenn die Kornpreise sinken. — 4. Universallexikon der Diebstunst. — Eine gemeinnützige Brochüre; Tagdieben, abgewirthschafteten Senfalen u. Zwischent- ragen besonders zu rekommandiren. Preis 1 1/2 fr. Wiener Währung. — 5. Die große Pauschule in ihrer ganzen Ausdehnung, von Fr. Pift, Dr. der freien Lampenanzünderkunst. — 6. Vorwärts!! Eine gründliche Abhandlung über den Galopp der Schnecken. — 7. Die Elementargründe der winzigen Fibel. Für Mitarbeiter gewisser „Schur- nale“ von Theodor Chriostomus Tratschmie- del, emeritirtem Weisen Griechenlands. — 8. Lite- rarischer Marrenthurm aus den hinterlassenen Schriften des Dr. Jurjus. Vollständige Aus- gabe. — 9. Die Durstlöschmaschine. Ein pro- bates Präservativmittel gegen die herrschenden kommu- nistischen Hirnentzündungen. — 10. Genaues Stu- dium der Wurmkürmungen, für hochfahrende Supplikanten. — Der Gemeinnützigkeit wegen bloß 1/2 fr. — 11. Leitfaden in der Kunst des Tellerlesens, Krazfüßemachens u. Fuchs- schwänzens. Für Glüksritter von besonderer Be- deutung. — 12. Das Ausführliche der Saarpak- methode. Ein unentbehrliches Taschenbuch für glük- machenwollende Schauspieler.

(Fahrender Weltschmerz.) Wir ziehen einige Strophen aus einem witzigen Büchlein aus, das mit eben so vieler Wahrheit als treffender Satire die tollen Ausgebirten einiger Dränger und Stürmer der

zerrissenen Jakens, Seiefel-, Herzen- u. Verzweiflungs- poeste geißelt. Ein böhmisches Studentlein wird da auf das Korn genommen und sein bombasti- sches Gewinsel voll neuerungsfüchtigen Schwulstes u. voll weltenauftrüttelnder Tiraden folgendermassen pa- wdirt:

Den Mantel umgeschlagen, arm und wild  
Durchzog ich einer Hauptstadt öde Gassen;  
Der Lärm verhallt, die Schenke todt, verlassen,  
Und unverkennbar drüber das Schild.  
Rein Laut umher; nur früher Hähne Ruf  
Begrüßt' das künft'ge Morgenroth mit Gakern,  
Und einsam von verspäteten Fiakern  
Klirrt auf dem Pflaster noch des Rosses Ruf.  
In meinem Kopfe rasten irrer Tanz  
Lemurenhaft entkörpeter Gedanken;  
Mein Sommer wich, die letzten Blätter sanken  
Und auf dem Haupte welkt' der frische Kranz.

Bekannt, verarnt, verfloßen, ohne Raß,  
Ein Mandelbaum, des Mandeln längst verkommen,  
Ein leerer Rahm', daraus das Bild entnommen,  
Ein Hausen Gold's, das längst in Schaum verpraßt!

O Welt, o Welt, versteinte Galathé,  
Von meiner Liebe qualdurchwehten Flammen  
Brach' selbst ein Eisberg morsch zusammen,  
Du aber bist von Marmor, nicht von Schnee!  
U. f. f. Ist das nicht allerliebste?! — Wer an solchem Zeug Vergnügen findet, der kaufe sich die Werke der jüngsten Jungen, man kann sich durch dieselben einen Begriff von dem Zeitworte: „ich hascheeffekte, du hascheeffektest, er hascheeffektete“ — verschaffen.

(Gedankenstiche einer Wespe über deutsche Schriftsteller.)

- Schiller — gleich einem philosophischen Amu- lette mit Phantastefülle.
- Bürger — Schwarzbrod für gute Magen.
- Mathisson — einem Schmerzragout mit Mondscheinsauce.
- Novalis — gebaknem Hirn — ohne Hirn.
- Kogebue — einem Schweins-Cotelet als Zu- gemüse-Auflage.
- Heine — gleicht rosenrothem Champagner erster Qualität.
- Börne — einem liberalen Plumpudding.
- Saphir — unzähligen Bonbons mit Wig- devisen.
- Gutzkow — einer Mandeltorte — leicht ent- behrlich.
- Dettinger — spanischem Wind in pikant- ter Weinsauce.
- Herlossohn — echter Liebfrauenmilch.
- Laube — Kaltschaale.
- Kühne — Dünmbier. — Viele andere Schrift- steller gleichen gar nichts; bei diesen verliert jede Wespe ihr Recht Gedanken zu stehen.

(Zwei Schriftsteller,) von denen der Eine dem Andern seine niedrige Ergebenheit unzählige Mal durch Handschlag und Ehrenworte bekräftigte — be- leidigte diesen durch sein ehrloses Verfahren — hatte aber trotzdem — die Stirne, den Beleidigten in einem Artikel — zu loben, worauf ihn der Letztere — Injurien halber belangte. —

(Krankheitsbulletin verschiedener Gegenstände, die stets gesund sein soll- ten.)

- Wahrheit — leidet an Mundsperrre und liegt seit lange schon in den letzten Zügen.
- Poetische Begeisterung — hat den Schwindel, ist immer außer sich und rast, statt lieblich zu phantastren.
- Ehrlichkeit — hat Zahnschmerzen, so oft man ihr auf den Zahn fühlt.
- Gefinnung — steckt am Stikfluß.
- Kredit — hat die Fallsucht und ist betna- he inkurabel.

Die Kunst — leidet an der Gicht und alles Frottiren hilft ihr nicht, sie schneidet jämmerliche Fragen und brüllt wie besessen.

Mitleid — hat die Gallsucht.

Liebe und Treue — fränkeln am Wechselstieber.

Drei Dinge nur sind ferngesund: Niederrichtigkeit, Spitzbüberei und Dummheit.

Lokal-Beitrag. Theater.

Deutsches Theater. Nachdem Herr Kunst im Laufe dieser Woche als Bällino, Faust (von Klingemann) und Götz von Berlichingen, lauter bekannte treffliche Leistungen des geschätzten Gastes, aufgetreten, findet heute sein Benefiz: „Ritter Eisenfaust“ statt, worin er zum letzten Male in der Titelfigur auftritt wird.

Döbler hat nun entschieden zugesagt, sobald seine Vorstellungen in Prag zu Ende sind (was noch in diesem Monat geschieht), nach Pesth zu kommen. Wir erwarten ihn also hier in den ersten Tagen des Monats März.

Oper Stadttheater. Den 24. d. M.: „Die Entführung“, Lustspiel in 3 Akten, von L. J. Jünger. — Wer kennt es nicht jenes artige, effektreiche, an komischen Situationen so manigfache Lustspiel, das bei so vielen Mitleidern, so viel Effekt hervorzubringen vermag, das sich beinahe an sechzig Jahre schon auf dem Repertoire der deutschen Bühne erhält, und gleichsam zur Schule, zum Muster wurde, nach welchem ein Bauernfeld und Kollegen ihre Lustspiele bearbeiteten! — Die Mitwirkenden: Dem. Müller und Bruckner, wie die Hrn. Vanini u. Gallmeyer, ließen, was die Durchführung ihrer Rollen anbelangt, nichts zu wünschen übrig, und es thut uns wahrhaftig leid, daß wir den sonst vortrefflichen Hrn. Treumann für heute nicht dasselbe Lob angebeihen lassen können, indem er der Hilfe des Souffleurs zu sehr bedurfte, um seine Rolle mit der gehörigen Wärme und Lebhaftigkeit durchführen zu können. Im Ganzen war die Darstellung eine gerundete und Jünger, wenn er seine Stücke bergesamt hätte aufführen sehen, wäre gewiß vor Freunden Jünger geworden. — Das Publikum fand sich leider in sehr geringer Anzahl ein, und eine solche Theilnahmelosigkeit an der einzigen hierstädtischen Bühne, wie sie sich (warum?!?) fast an jedem Werkstage zeigt, könnte einen andern Direktor wie Hrn. Schmid leicht entmuthigen, denn Hr. Schmid scheut nichtsdessenweniger kein Opfer, um auf die unter seiner umsichtsvollen Leitung stehenden Bühne stets die besten und anerkanntesten Novitäten zur Aufführung zu bringen; freilich geschieht dies immer auf Kosten seines eigenen Beutels — u. das Publikum — hat es keinen Sinn für ästhetische Genüsse? An Sonntagen, wenn sie das Donauweibchen u. dgl. geben, ist das Haus meistens in allen Räumen gefüllt!

Heute, den 26. d., kommt auf dieser Bühne das neue Lebensbild von Böhm: „Christ und Jude“ zum ersten Male zur Aufführung.

Lokalbemerkter.

Eine allgemeine Klage veranlaßt bekanntlich in Pesth die Dachtraufen, die besonders in dieser Jahreszeit so beschwerlich fallen, indem sie die Benützung der Trottoirs fast unmöglich machen. Doppelt lästig sind sie gerade in unsern fashionabelsten Straßen, wie in der Waizner-, Herren-, Schlangen- u. Gasse, woselbst die Verkaufsgewölbe kleine Vorbächer haben; wenn nun die Wasserströme von den obern Hausdächern auf diese Vorbächer sich ergießen, so prallen sie von demselben mit solcher Gewalt ab, daß man selbst in der Mitte der Straße mit einer reichlichen Douché regaliert wird, die in dieser Saison gerade nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Wohin soll man sich retten? — Was ist das Mittel zur Abwehr dieses Uebelstandes? Man wird antworten: Dachrinnen! Ja wohl, das wurde schon oft gesagt, aber der Rath wird nur äußerst selten befolgt, und wird er befolgt, so geschieht es auf eine äußerst ungenügende Weise. Fast sämtliche größere neue Häuser werden mit Dachrinnen versehen, aber diese scheinen auf irgend eine neue Weise konstruirt zu werden, die nur sehr

mangelhaft ihren Zweck erfüllen. Viele dieser neuen, mit solchen neuartigen Dachrinnen versehenen Häuser, haben eben solche Traufen wie die alten dachrinnenlosen Gebäude, wie dieses jeder Vorübergehende zu seinem Leidwesen erfahren muß. Wir rathen daher den Bauherren, wenn sie schon etwas Gutes für das Allgemeine leisten wollen, lieber zu den guten alten Dachrinnen zurückzukehren, als so etwas Unvollkommenes, ja oft ganz Zweck- und Nutzloses und vielleicht noch größere Kosten Erforderndes herzustellen.

Wir entnehmen dem „N. Diwatalap“ folgenden eingekauften Artikel: „Auf's Meer, Ungarn! Drei Jahre sind es her, als P. v. Szabo dieses ausgerufen, u. wir glaubten dem falschen Propheten und kauften gutmüthiger Weise die Aktien der ungar. Seefahrtsgesellschaft. Inzwischen hat man uns, wie bekannt, auf's Eis u. nicht auf's Meer geführt! Mit einem Worte, aus der Seefahrtsgesellschaft ist nichts geworden. Nichtsdessenweniger ist es eine sonderbare Sache, daß die für die Aktien ausgezahlten Gelder, wenn auch ohne die bis jetzt angehäuften Zinsen, noch nicht zurückgestattet wurden! Die Gesellschaft wird doch nicht mit fremdem Gelde und auf Schaden Anderer Gewinnst machen wollen? Wir aber wollen Geld oder Aufklärung, d. h. lieber jenes als dieses!“ — So weit jener Artikel, zu dem wir noch die darunterstehende Anmerkung des Redakteurs jenes Blattes erwähnen, daß eine solche Warnung ganz überflüssig wäre, indem eben jetzt von Seite des betreffenden Comités in dieser Angelegenheit Sitzungen abgehalten werden.

Mad. Schödel ist Wilens der Nationalbühne zu kündigen! Unter dieser Aufschrift erschien in der letzten Nummer des „N. Diwatalap“ ein eingekaufter Artikel, worin die Ursache dieses Vorhabens besonders darin gesucht wird, daß sie, die sich so große Verdienste um die Nationalbühne erworben, in letzterer Zeit stets gezwungen sei, mit Hrn. Bognar aufzutreten, indem Hr. Wolf die Kaprice habe, nur mit Dem. Hollosy zugleich zu singen, da das Publikum aber an Herrn B. nicht die geringste Theilnahme zeige, so müsse auch sie darunter leiden. Ähnliches lesen wir in den „Kletkepek“, doch weist Hr. Wolf in einer, im gestrigen „Pesti Hirlap“ enthaltenen Erklärung jene Beschuldigung zurück, indem er auf die Anklage des anonymen Einsenders bloß erwidert, daß es weder von ihm, noch von seiner Person abhängt, zu bestimmen, mit wem es ihm beliebt aufzutreten, und dies von der löbl. Direktion abhängt, was diese anordnet, müsse nach den Theatergesetzen vollzogen werden. Die Hrn. Einsender seien jedenfalls falscher Meinung, wenn sie glauben, daß Jedermann auf dieser Bühne thun könne, was er wolle. Uebrigens gebühre es ihm nicht, auf die andern Bemerkungen des Hrn. Einsenders zu antworten.

Auf den unlängst dahingeshiedenen Rózfavóghy erschien in der letzten Nummer des „Kletkepek“ ein schönes Gedicht von dem genialen Pesti, dessen treue Uebersetzung wir in einer unserer nächsten Nummern unsern Lesern zu geben versprechen.

Ein junger, erst vor Kurzem mündig gewordener Hausherr, in der Festung Ofen, ließ eine ehrbare Inwohnerin, die noch bei Lebzeiten seines Vaters im Hause wohnte, gewaltsam mittelst städt. Trabanten aus ihrer Wohnung weisen, nachdem er, nicht achtend, daß die Arme krank und hilflos im Bette lag, die Thüre sprengen ließ. Der Beweggrund zu diesem grausamen Schritte war bloß, weil es dem Hausherrn beliebt, diese von dieser Frau so langjährig innegehabte Wohnung, gerade zu dieser rauhen Jahreszeit, zu Maria Lichtmess nämlich, selbst zu beziehen; — daß er aber zu diesem harten Verfahren gerade den kältesten Tag des heurigen Winters (6. Februar) und noch dazu einen Sonntag wählte, ist, gelinde gesagt, eine Tyrannie. — Der gute Mann mag wohl im Alter majorenn sein, seine Herzeneigung aber scheint noch nicht die Volljährigkeit erlangt zu haben. Zum Glück der armen, von Frost zitternden Frau, die mit ihren Möbeln in die Einsahrt gestoßen wurde, fand sich ein anderer Hauseigentümer, in der Nachbarschaft, der menschlichfreundlich genug war, die Unglückliche in einer in seinem Hause gerade leer stehenden Wohnung aufzunehmen. Ein hübscher Trost das für die übrigen Parteien dieses jungen Hausherrn, die sich immer mit dem beängstigenden Gedanken quälen und den alten Spruch beherzigen müssen: „Heute dir — morgen mir!“

Die Gemahlin des berühmten Priesnitz aus Gräfenberg ist vor Kurzem hier durchgereist; sie war auf ihrer Heimkehr begriffen, nachdem sie ihren Schwiegerohn u. ihre Tochter im Sarofer Komitate besucht hatte.

Zwei Frauen, die in Ofen in einen Ueberfuhrkahn stiegen, nahmen in demselben zufällig neben einander Platz und erkannten sich plötzlich als Bekannte. „Ei,“ sagte die Eine, „Sie auch da, Frau v. S., wo fahren Sie denn hin?“ — „Ich? Nach Pesth. Und Sie?“ — „Ich fahre auch nach Pesth!“ — „Das habe ich mir gleich gedacht,“ antwortete die scharfsinnige Nachbarin.

Wir lesen im „Wiener Zuschauer“: „Eine Riesenkaffeeanne sah ich dieser Tage in einem der ersten Kaffehäuser Wiens. Sie ist aus Eisenblech, innen schön glänzend emaillirt und faßt 53 Wiener Maas. In ihrer Art ein Meisterstück, höchst wahrscheinlich das größte Gefäß dieser Art, ist sie für ein Kaffehaus nach Pesth (welches?) bestimmt und ein Erzeugniß der Wiener Fabrik Schenk und Komp.“

Der lange Karneval geht nun auch bald zur Neige, und Diejenigen, die seine gebotenen Freuden bis jetzt unbenützt vorüberziehen ließen, mögen sich nun beeilen, um noch ein Stückchen seiner Spenden zu erhaschen. Gelegenheit hiezu wird hauptsächlich die große maskirte Reboute, die Hr. Privorsky morgen, Sonntag, in den Redoutensälen veranstaltet, bieten. Man sage, was man will, sind unter allen Karnevals-Veranstaltungen Maskenbälle die anziehendsten, wenn sie nämlich vom Publikum berücksichtigt und besucht werden. Dieses Punkte, Abentheuerliche, Mysteriöse, wie es ein mit Masken gefüllter Saal bietet, hat etwas Reizendes, Großartiges, ja Poetisches an sich und wem hat nicht solch ein Fest schon die interessantesten Unternehmungen u. Intriguen geboten? Daher sind überall, in Paris wie in Wien, in Venedig wie in Rom, diese maskirten Unterhaltungen, unter ihren verschiedenen Benennungen, die allerbeliebtesten. Es ist zu erwarten, daß man endlich auch in Pesth diese Art Amusements gehörig zu würdigen wissen wird u. es kommt, wie schon gesagt, nur auf die allgemeine Theilnahme des Publikums an, um die maskirten Redouten zu ihrer wahren Bedeutung zu erheben; je größer der Besuch, je größer das Vergnügen. Es liegt also nur an dem Publikum selbst, das dabei eine Hauptrolle spielt, um sich diese köstlichen Genüsse zu verschaffen.

Auch die Klosterner wollen heuer nicht zurückbleiben und der Karneval soll mit seinen Freuden, in der That etwas spät, auch in dieser Art seinen Einzug halten. — Die jungen Herren veranstalten dort nämlich, wie wir so eben aus sicherer Quelle erfahren, einen großartigen Ball, und derselbe soll am 4. März schon abgehalten werden; auch die Nachbarstädte Pesth und Ofen werden ihre duftendsten, schönsten Blumen hinfenden, um dieses Karnevalsfest zu schmücken.

Dieser Tage sahen wir einen armen zerkumpten Slovaken, in einem erbärmlichen Zustande, nach dem Stadthause führen, doch dies ist zu gelinde! Zwei Bettelbögge hatten ihm unter die Arme gegriffen und schleiften den sich Straubenden, unter dem Zuschauchen des Weibels, am hellen Mittage durch die Waiznergasse, welche besonders um diese Tageszeit am belebtesten ist. Erst inmitten der Gasse, da die Bögge des Bettlers nicht mehr Meister werden konnten, schiften sie um einen Karren, auf welchem er sodann an den Ort seiner Bestimmung gebracht wurde.

Die verehrlichen Herren Brückenrendatoren machen wir geziemend darauf aufmerksam, daß der Josephmarkt im Anzuge ist, und daß daher schon acht Tage vorher eine Brücken-Verbindung zwischen beiden Städten von doppelter Nothwendigkeit ist. Wir halten diese Erinnerung deshalb nicht für überflüssig, da wir bis jetzt noch keine Anstalten zur Herstellung der Landbrücken-Piloten sehen, eine Arbeit, die die Einbindung der Brücke sonst sehr aufzuhalten pflegt, und welche doch jetzt ganz bequem und ungehindert verrichtet werden könnte.

Freue dich Ungarn, Land der großen Pfeifen und des Tabakes, freue dich! denn in Paris kommt das Cigarrenrauchen immer mehr aus der Mode und jetzt sieht man auch die elegantesten Pariser Lions mit Pfeifen herumstolziren (???) Sonst ist dies auch bei uns am Lande, besonders unter den Tabakirer's Mode, aber in unserer Hauptstadt, o dies Pesth, o dieses Pesth!

Modenbild. Nr. 8.

Paris, 10. Febr. Neueste Anzüge für Damen und Mädchen.

Beilage: „Handlungszeitung.“ Nr. 8.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in G. Weibels Hofbuchhandlung, in den Kunsthandl. der H. H. Reichlinger, S. Wagner, G. Miller und J. Weissenbergs Papierhandl. in Pesth u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungarischen Universitäts-Druckerei.